

XIII. KONGRESS DER INTERNATIONALEN VEREINIGUNG FÜR GERMANISTIK (IVG):  
„GERMANISTIK ZWISCHEN TRADITION UND INNOVATION“ – TONGJI UNIVERSITY,  
SHANGHAI, 23.8.–31.8. 2015

*Oliver Kohns*

### **Wie liest Germanistik Politik?**

Der Titel meines Vortrags – »Germanistik liest Politik« – suggeriert bereits ein Missverständnis: Er suggeriert die Vorstellung, Germanistik könnte Politik gewissermaßen von außen beobachten, als seien beides Namen für klar und offenkundig getrennte Sphären. Die »Germanistik«, die Disziplin der Deutschen Philologie, konnte sicherlich noch nie die »Politik« gleichsam zum reinen *Objekt* ihrer wissenschaftlichen Neugierde machen – allein schon deswegen, weil sie selbst zu keinem Zeitpunkt von der Sphäre der Politik getrennt war. Politik war stets ein Teil der Germanistik, könnte man sagen, präziser: Das Projekt der Deutschen Philologie ist seit seiner Geburtsstunde ein eminent politisches Unternehmen gewesen. Für die Literaturgeschichte des frühen 19. Jahrhunderts – die ab etwa 1820 die Institutionalisierung der deutschen Literaturwissenschaft in der Organisation des Universitätssystems angetrieben hat<sup>1</sup> – ist diese Vermengung umfangreich dokumentiert. Die Literaturgeschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts, Georg Gottfried Gervinius' *Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen* (1835–42) erfindet die Epoche der »deutschen Klassik«, um der politisch noch ausstehenden Einigung Deutschlands ein Vorbild zu geben: die glanzvolle »Karriere« einer angeblich nationalen deutschen Literatur.<sup>2</sup> Die Amalgamierung der deutschen Literaturwissenschaft mit politischen Intentionen geht weit über das ideologische Projekt einer »nationalen« Literaturgeschichtsschreibung hinaus: Der gesamte Anspruch, auch die »neuere«, d.h. letztlich zeitgenössische deutsche Literatur mit den hermeneutischen Techniken zu bearbeiten, die für die Exegese der biblischen Texte sowie der klassischen griechischen und römischen Literaturen entwickelt worden waren, erhebt den Anspruch auf eine hochwertige nationale Literatur und Kultur, die insbesondere nicht mehr

---

<sup>1</sup> Vgl. Klaus Weimar, *Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft bis zum Ende des 19. Jahrhunderts*, München 1989, S. 296f.

<sup>2</sup> Vgl. Gerhard Plumpe, *Epochen moderner Literatur. Ein systemtheoretischer Entwurf*, Opladen 1995, S. 18f.

unterlegen wäre gegenüber der lange Zeit auch rechtsrheinisch dominanten französischen Literatur und Kultur.

»Germanistik« *ist* demnach von vornherein bereits eminent politisch, es gibt sie überhaupt nicht jenseits von Politik. Das bleibt so auch nach ihrer expliziten Verpflichtung auf nationalistische Propaganda, also auch nach dem Jahr 1945. Die deutsche Literatur- und Geistesgeschichtsschreibung forscht nun etwa nach dem »deutschen Sonderweg«, d.h. nach den Wurzeln von Nationalsozialismus und Antisemitismus in der »deutschen Kultur«, oder macht auf die Werke von Opfern und Exilierten aufmerksam – und bleibt so, wie Heinz Schlaffer polemisch anmerkt, »von der Katastrophe des Dritten Reichs [...] abhängig.«<sup>3</sup> Dass Schlaffer im Jahr 2002 diese thematische und methodische Fokussierung so entschieden kritisiert, verweist möglicherweise auf den zeithistorischen Kontext: Im Zuge der Wiedervereinigung 1990 konnte die Nachkriegszeit für beendet erklärt werden – und die von Schlaffer kritisierte Fixierung der Germanistik auf die Ära des »Dritten Reichs« gilt nicht mehr als selbstverständlich.

Was »die Germanistik« konkret ist, wird in dieser Zeit freilich unklarer denn je: Das Fach zeigt sich nach dem Ende der großen Theoriedebatten der 1970er und 1980er Jahre – und wesentlich als Konsequenz von deren Ende – in verschiedene Sphären segmentiert, die keine klare disziplinäre Einheit mehr erkennen lässt.<sup>4</sup> Während ein Teil des Fachs wie eh und je primär Literaturgeschichte schreibt, bilden sich daneben verschiedene Theorie-Schulen sowie eine grundsätzliche Ausweitung der fachlichen Kompetenz unter dem Label »Kulturwissenschaft«. »Kultur« wird nun programmatisch definiert als »eine Konstellation von Texten, die – über das geschriebene oder gesprochene Wort hinaus – auch in Ritualen, Theater, Gebärden, Festen usw. verkörpert sind.«<sup>5</sup> Da somit das ganze Feld sozialer Interaktion als »Text« verstanden wird, bedeutet das zugleich, den Kompetenzbereich der nun als »Textwissenschaften«<sup>6</sup> verstandenen Philologien programmatisch auf die Gesamtheit der »Kultur« auszudehnen. Diese wird umgekehrt systematisch mit einem literarischen Text analogisiert – und das heißt vor allem, sie wird als ein dekodierbarer Zeichenraum vorgestellt.

In diesem Kontext wurde eine neue germanistische Perspektive auf Politik möglich: eine Analyse von politischen Strukturen, in der das politische System gewissermaßen als Text

---

<sup>3</sup> Heinz Schlaffer, *Die kurze Geschichte der deutschen Literatur*, München/Wien 2002, S. 10.

<sup>4</sup> Vgl. Andreas Käuser, »Rückblick auf den Germanistentag 2001 mit Ausblick auf Perspektiven des Fachs«, in: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 32 (2002), S. 173–180, hier: S. 173.

<sup>5</sup> Doris Bachmann-Medick, »Einleitung«, in: dies. (Hg.), *Kultur als Text. Die anthropologische Wende in der Literaturwissenschaft*, Frankfurt a. M. 1996, S. 7–64, hier: S. 10.

<sup>6</sup> Ebd., S. 8.

behandelt und gleichsam wie ein Roman »gelesen« werden kann. Im Forschungsprojekt »Poetologie der Körperschaften«, von 2000 bis 2006 am Zentrum für Literatur- und Kulturforschung in Berlin beheimatet, arbeiten neben dem Historiker Thomas Frank die Germanist/inn/en Susanne Lüdemann, Ethel Matala de Mazza und Albrecht Koschorke daran, Politik systematisch als literarischen Text zu beschreiben. So schreibt Albrecht Koschorke: »Nur insofern sich das Gemeinwesen in Bildern der Einheit vergegenwärtigt, die seinen Mitgliedern eine substanzielle Teilhabe am Sozialen verheißen, ist es mehr als eine Summe von Individuen, die unter kontingenten Umständen zusammengebracht worden sind. Die Notwendigkeit, diese an sich unsichtbare soziale »Substanz« sinnfällig zu machen, treibt einen reichen Fundus an Kollektivmythen hervor.«<sup>7</sup> Im Fokus stehen somit narrative bzw. ästhetische Elemente des politischen Diskurses: »Bilder« der politischen »Einheit« sowie »Kollektivmythen«. Textualisiert wird so nicht das ganze Feld der politischen Kommunikation, sondern nur derjenige Ausschnitt, dem von vornherein eine ästhetische Dimension unterstellt werden kann: Vorstellungen kollektiver Einheit sowie Narrative politischer Begründung. Die »politische Verfasstheit einer Gesellschaft [ist] nicht unabhängig von ihren Selbstbeschreibungen [...]. Besondere Aufmerksamkeit gebührt dabei solchen rhetorischen Figuren, die ein Bild der Gesellschaft als Ganzheit entwerfen«,<sup>8</sup> heißt es analog in der von der Forschergruppe 2007 gewissermaßen als Abschlussdokument publizierten Monographie *Der fiktive Staat*.

Die Forschergruppe »Poetologie der Körperschaften« analysiert so nicht »Politik« im umgangssprachlichen Sinn – als Beschreibung all der Phänomene, die im *Politik*-Teil einer Tageszeitung dargestellt werden: Wahlen, Parteien, Reden, Staatsbesuche, Skandale und Intrigen. Programmatisch geht es hier nicht um konkretes politisches Handeln in diesem Sinn, sondern wesentlich um politische Legitimations- und Begründungsdiskurse, denen quasi-literarische narrative und ästhetische Eigenschaften zugewiesen werden. Es geht in der Arbeit der Forschergruppe nicht so sehr um »Politik« als vielmehr um dasjenige, was man mit einer zentralen Vokabel der politischen Philosophie der letzten Jahre als »das Politische« bezeichnet. In der Formulierung Oliver Marcharts bezeichnet Politik die »ontischen« Praktiken konventioneller Politik (also die pluralen, partikularen und strategisch operierenden Versuche, Gesellschaft zu gründen)«, der Begriff »das Politische« dagegen die »ontologischen«

---

<sup>7</sup> Albrecht Koschorke, »Macht und Fiktion«, in: Thomas Frank, Albrecht Koschorke, Susanne Lüdemann und Ethel Matala de Mazza, *Des Kaisers neue Kleider. Über das Imaginäre politischer Herrschaft*, Frankfurt a. M. 2002, S. 73–84, hier: S. 78.

<sup>8</sup> Albrecht Koschorke, Susanne Lüdemann, Thomas Frank und Ethel Matala de Mazza, *Der fiktive Staat. Konstruktionen des politischen Körpers in der Geschichte Europas*, Frankfurt a. M. 2007, S. 58.

Dimension der Gesellschaft, die Dimension ihrer Gründung nämlich.«<sup>9</sup> Politik wäre demnach die Sphäre des institutionellen Politikbetriebs – der Berufspolitik und der darauf zentrierten Öffentlichkeit –, das Politische dagegen die »unabschließbare[] Infragestellung« von »Figuren der Fundierung und Letztbegründung« politischer Organisation, wie etwa »Markt, Gene, Geschlecht, Hautfarbe, kulturelle Identität, Staat, Nation etc.«<sup>10</sup> Die germanistische Forschergruppe um Koschorke, Lüdemann und Matala de Mazza greift auf die Reflexionen über den Begriff des Politischen zurück – insbesondere auf die Arbeiten Claude Leforts –, um eine gewissermaßen transzendente Notwendigkeit der politischen Begründungsfiktionen zu folgern: »Ohne sich in irgendeiner Weise als Einheit zu konstituieren, kann eine Gesellschaft sich nicht operativ, das heißt institutionell, auf sich selbst beziehen. Ja, sie kann gar nicht entstehen«,<sup>11</sup> heißt es in *Der fiktive Staat*. Susanne Lüdemann schreibt: »Die Gesellschaft existiert ›grundlos‹; sie ist in keinem Realen verankert [...], Eben deswegen bedarf sie eines ›Gründungstheaters‹ und einer ›Gründungsrede‹, der imaginären und symbolischen Bearbeitung ihres fehlenden Grundes.«<sup>12</sup>

Gegenüber der seit den 1970er Jahren eingeübten germanistischen Perspektive auf Politik und politische Themen schlägt der Forschungsansatz der Gruppe des ZfL damit einen grundsätzlich anderen Tonfall an. Als erkennbaren Bruch mit der germanistischen Tradition verwirft Lüdemann den Begriff der »Ideologie« ausdrücklich »als unbrauchbar« und ersetzt ihn durch den des »sozialen Imaginären«.<sup>13</sup> Die philologische Perspektive verschiebt sich dadurch vehement: Während Ideologie stets von vornherein eine (zu enttarnende) »Verschleierung«<sup>14</sup> war, ist das »soziale Imaginäre« in Lüdemanns Beschreibung kein »Mangel oder Hindernis auf dem Weg zur objektiven Erkenntnis«, sondern – da anthropologisch fundiert – ein »produktives Prinzip, das die menschliche Wahrnehmung organisiert und strukturiert«.<sup>15</sup> Der Begriff des »sozialen Imaginären« ist eine Aneignung aus der politischen Philosophie des französischen Autors Cornelius Castoriadis.<sup>16</sup> Dieser betont emphatisch, dass

---

<sup>9</sup> Oliver Marchart, »Politische Theorie als Erste Philosophie. Warum der ontologischen Differenz die politische Differenz zugrunde liegt«, in: Thomas Bedorf und Kurt Röttgers (Hg.), *Das Politische und die Politik*, Berlin 2010, S. 143–158, hier: S. 145.

<sup>10</sup> Oliver Marchart, *Die politische Differenz. Zum Denken des Politischen bei Nancy, Lefort, Badiou, Laclau und Agamben*, Berlin 2010, S. 16.

<sup>11</sup> Koschorke, Lüdemann, Frank und Matala de Mazza, *Der fiktive Staat* (wie Anm. 8), S. 60.

<sup>12</sup> Susanne Lüdemann, *Metaphern der Gesellschaft. Studien zum soziologischen und politischen Imaginären*, München 2004, S. 61.

<sup>13</sup> Ebd., S. 14.

<sup>14</sup> Karl Eibl, »Ordnung und Ideologie im Spätwerk Grillparzers. Am Beispiel des *argumentum emblematicum* und der *Jüdin von Toledo*«, in: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 53 (1979), S. 74–95, hier: S. 89.

<sup>15</sup> Lüdemann, *Metaphern der Gesellschaft* (wie Anm. 12), S. 15.

<sup>16</sup> Vgl. dazu ausführlicher Oliver Kohns, »Die Politik des ›politischen Imaginären‹«, in: Martin Doll und Oliver Kohns (Hg.), *Die imaginäre Dimension der Politik*, München 2014, S. 19–48.

die Konzeption des »Imaginären« nicht als Synonym zu dem schlicht Irrealen oder Eingebildeten – *Imagination* ist das lateinische Äquivalent zur griechischen *Phantasie* und zur deutschen *Einbildungskraft* –, sondern als genuines Medium der Realitätskonstruktion verstanden werden muss – insbesondere der Konstruktion der politischen Realität in der Form von Institutionen.<sup>17</sup> »Jenseits der bewußten Tätigkeit der Institutionalisierung finden die Institutionen ihren Ursprung im *gesellschaftlichen Imaginären*«,<sup>18</sup> schreibt Castoriadis. Der Begriff des Imaginären betont in Castoriadis' Texten die Unmöglichkeit, soziale und politische Institutionen aus natürlichen, biologischen oder logischen Faktoren abzuleiten. Jede politische Einrichtung wäre immer auch *anders* möglich (gewesen). Der Begriff des Imaginären markiert wesentlich die Kontingenz, d.h. Nichtnotwendigkeit der Politik: »imaginär« meint für Castoriadis, dass die politischen Einrichtungen stets *ex nihilo* kreiert wurden, und dass folglich jederzeit auch eine politische Änderung *ex nihilo* möglich sein muss. Es geht Castoriadis folglich an keiner Stelle um *ästhetische* Produkte: Er nutzt lediglich die Analogie zu Diskursen der Einbildungskraft – die Schöpfung des Kunstwerks *ex nihilo* durch das Genie ist ein Topos der Kunstlehren des 18. Jahrhunderts –, um eine politische Philosophie zu schreiben, in der die Veränderbarkeit und Wandelbarkeit politischer Institutionen hervorgehoben wird.

Die germanistische Forschergruppe »Poetologie der Körperschaften« gebraucht das Konzept des »sozialen Imaginären« daher von vornherein grundsätzlich anders, insofern es hier wieder zurück auf ästhetische Phänomene bezogen wird. So wird das Konzept in *Der fiktive Staat* definiert: »Unter dem sozialen Imaginären wird [...] der Schatz all jener strukturgebenden Bilder und Narrative, politischen Mythen und Verfahren der Identitätsrepräsentation verstanden, durch die ein Gemeinwesen sich selbst inszeniert – und sich selbst als *Eines* inszeniert. Es handelt sich um den Fundus der sozialisierten und sozialisierenden Figurationen, durch die in literarischen und theoretischen Texten, in politischen, künstlerischen und theatralischen Formen der Repräsentation die Szene des Politischen anschaulich wird.«<sup>19</sup> Die Semantik des »politischen Imaginären« verschiebt sich hier gegenüber dem Konzept bei Castoriadis auf zwei Ebenen: 1. *Historisierung*: die Vokabeln »Schatz« und »Fundus« markieren, dass das soziale Imaginäre grundsätzlich in *historischer* Dimension begriffen werden soll, die Thematisierung von aktueller Politik und deren Kontingenz (d.h. Änderbarkeit) fällt hier weg. 2. *Ästhetisierung*: Traditionell entscheidende und

---

<sup>17</sup> Vgl. Cornelius Castoriadis, *Gesellschaft als imaginäre Institution. Entwurf einer politischen Philosophie*, übers. von Horst Brühmann, Frankfurt a. M. 1990, S. 12.

<sup>18</sup> Ebd., S. 225.

<sup>19</sup> Koschorke, Lüdemann, Frank und Matala de Mazza, *Der fiktive Staat* (wie Anm. 8), S. 62.

Disziplinengrenzen begründende Unterscheidungen wie insbesondere die zwischen fiktionalen (»literarisch«) und faktualen (»theoretisch«) Diskursen werden hier kurzerhand suspendiert. Dies wird möglich, indem verschiedenste diskursive Phänomene (»Bilder«, »Narrative«, »Mythen«, »Texte«) als Medien der *Veranschaulichung*, d.h. der Ästhetisierung (buchstäblich: Wahrnehmbarwerdung) einer kollektiven Identität konzipiert werden. Beide Dimensionen der Neuinterpretation des Konzepts des sozialen Imaginären zeugen von dem geänderten disziplinären Interesse: Hier geht es nicht mehr um politische Philosophie, sondern um Philologie, um einen spezifisch philologischen Zugriff auf verschiedenste Texte, die sich wie literarische Texte lesen lassen.

Das wichtigste Werkzeug für diese generelle Ästhetisierung bietet für die Gruppe um Koschorke, Lüdemann und Matala de Mazza die Analyse von Metaphern. Diese bilden eine naheliegende Herangehensweisen von literaturwissenschaftlicher, d.h. ästhetisch interessierter Methodik auf nicht-ästhetische Texte. Dass Metaphorik auch in faktualen, wissenschaftlichen wie philosophischen Texten erkenntnisleitend sein kann, ist seit Nietzsches sprachkritischem Essay »Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinn« und seit Hans Blumenbergs Begriff der »Hintergrundmetaphorik«<sup>20</sup> keine revolutionäre These mehr. Die methodische Neuerung gegenüber Blumenberg besteht vor allem in dem Axiom, dass die politische Metaphorik für die Gruppe des ZfL Aufschluss über die Verfasstheit des politischen Imaginären zulässt. Entsprechend bietet die Arbeit der Forschergruppe im konkreten »Lektüreteil« nicht mehr – und nicht weniger – als eine Geschichte der politischen Körpermetaphoriken – die »zwei Körper des Königs«, organische Politikmetaphern – sowie literarische Reflexionen darüber, insbesondere in dramatischer Dichtung (die traditionell eine Affinität zu monarchischem Personal hat). Nichtsdestotrotz war und ist der Ansatz der Gruppe höchst einflussreich und hat eine ganze Reihe von unterschiedlichen kulturwissenschaftlichen Arbeiten zum »politischen Imaginären« inspiriert (zu nennen wäre insbesondere Philip Manows Studie *Im Schatten des Königs* über die politische Symbolik der modernen Demokratie<sup>21</sup>).

Es ist womöglich bezeichnend für den Zustand der Germanistik um die Jahrtausendwende, dass die Frage, was an der Arbeit der Forschergruppe »Poetologie der Körperschaften« unzweifelhaft *germanistisch* zu nennen ist – jenseits des an sich recht trivialen Umstands, dass die literarischen Beispiele in *Der fiktive Staat* zumeist der deutschen Literatur entnommen sind (Gryphius, Lohenstein, Schiller) –, nur schwer zu beantworten ist.

---

<sup>20</sup> Hans Blumenberg, *Paradigmen zu einer Metaphorologie*, S. 91.

<sup>21</sup> Vgl. Philip Manow, *Im Schatten des Königs*. Die politische Anatomie demokratischer Repräsentation.

Angesichts der Diversifizierung – um nicht zu sagen: Zersplitterung – der Germanistik ist ein *charakteristisch germanistischer* Ansatz kaum zu benennen. Wenngleich so nicht die Methodik, so schließt doch immerhin die implizite politische Theorie an eine durchaus deutschen Tradition an. Notorisch wird der Wert von politischer *Einheitsstiftung* und kultureller *Identitätsfindung* und *-stiftung* betont: Das »soziale Imaginäre« wird verstanden als Sammlung der ästhetischen Repräsentationen der Selbstinszenierung einer Gesellschaft, in der diese ausdrücklich »als *Eines*«<sup>22</sup> vorstellbar werde. Dieser Repräsentation einer geschlossenen, totalen sozialen Einheit wird eine gewissermaßen transzendente Notwendigkeit zugeschrieben: »Die Gesellschaft scheint das imaginäre Surplus von Einheitssemantiken durchaus zu brauchen oder zu wollen«,<sup>23</sup> schreibt Lüdemann. »Nur insofern sich das Gemeinwesen in Bildern der Einheit vergegenwärtigt, die seinen Mitgliedern eine substanzielle Teilhabe am Sozialen verheißen, ist es mehr als eine Summe von Individuen, die unter kontingenten Umständen zusammengebracht worden sind«,<sup>24</sup> formuliert Koschorke: Die Bildung einer politischen Gemeinschaft – im Gegensatz zu einer bloß zerstreuten *Ansammlung* von Menschen –, die mehr ist als die Summe ihrer Teile, wird so zu einer ästhetischen Aufgabe von Einheitsbildung. Diese theoretische Axiomatik bricht entschieden mit weiten Teilen der Reflexion im Bereich der politischen Philosophie. Autoren wie Jacques Rancière oder Chantal Mouffe setzen – in jeweils anderer Nuancierung und Begründung – gerade im Gegenteil den Moment des *Konflikts* als notwendigen Ausgangspunkt des Politischen, nicht die Stiftung von *Einheit* und *Identität*. Das »soziale Imaginäre« ist dagegen notwendigerweise nur *eines*, weshalb das methodische Interesse daran von vornherein keinen Platz lässt für politische Interessengegensätze.<sup>25</sup> Salopp formuliert, ist die theoretische Referenz an dieser Stelle weniger Rancière als vielmehr Friedrich Schiller: Der »ästhetische Staat«, wie Schiller ihn gegen Ende der Briefe »Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen« (1795) entwirft, ist die Imagination einer idealen Gesellschaft, in der »die Parole der Revolution – liberté, égalité, fraternité – allein durch das Programm der Erziehung zur Kunst erfüllt zeigt.«<sup>26</sup> Dies wird möglich durch eine hier verwirklichte harmonische Relation zwischen Individuum und Gesellschaft: Der »ästhetische Staat« kann die Gesellschaft demzufolge »wirklich machen, weil er den Willen des Ganzen durch die Natur des Individuums vollzieht.«<sup>27</sup> Den Anklang an die idealistische Ästhetik – und

---

<sup>22</sup> Koschorke, Lüdemann, Frank und Matala de Mazza, *Der fiktive Staat* (wie Anm. 8), S. 62.

<sup>23</sup> Lüdemann, *Metaphern der Gesellschaft* (wie Anm. 12), S. 17.

<sup>24</sup> Koschorke, »Macht und Fiktion«, S. 78.

<sup>25</sup> Vgl. Lüdemann, *Metaphern der Gesellschaft* (wie Anm. 12), S. 15.

<sup>26</sup> Peter-André Alt, *Schiller. Leben – Werk – Zeit. Eine Biographie*, München 2009, Bd. 2, S. 149.

<sup>27</sup> Friedrich Schiller, *Sämtliche Werke*, Darmstadt 1993, Bd. 5, S. 667.

Ästhetisierung – der Politik handelt sich die »Poetologie der Körperschaften« durch die Fixierung auf das stets als singulär gedachte »soziale Imaginäre« ein, der keinen Raum für Interessenkonflikte und also, tatsächliche Politik mehr kennt. In der Terminologie Bonnie Honigs schreibt sich die Gruppe damit in die Tradition der politischen Theorie ein, die eine Politik der *virtue*, der Tugend einfordert, und damit Konsens, Identität, Gemeinschaft, Einmütigkeit als politische Ideale ausruft.<sup>28</sup> Was die Frage, wie Germanistik Politik liest, zeigen kann ist, so zumindest dies: Politische Lektüre ist und bleibt notwendigerweise seinerseits politisch. Dies gilt gleichermaßen für die kulturwissenschaftlichen Ansätze der 2000er Jahre, die eine nüchterne Distanz zu ihrem Gegenstand etabliert zu haben scheinen.

Oliver Kohns

*Universität Luxemburg*

*oliver.kohns@uni.lu*

---

<sup>28</sup> Bonnie Honig, *Political Theory and the Displacement of Politics*, Ithaca/London 1993, S. 2.